

DEMOGRAFISCHE FORSCHUNG

Aus Erster Hand

Eine gemeinsame Publikation des Max-Planck-Instituts für demografische Forschung, des Rostocker Zentrums zur Erforschung des Demografischen Wandels, des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung, des Vienna Institute of Demography / Austrian Academy of Sciences und des Wittgenstein Centre for Demography and Global Human Capital.

Editorial

Zwischen Generationen und Kulturen: demografische Prozesse

Wieviele Kinder möchtest Du? Und in welchem Alter möchtest Du sie bekommen? Die individuellen Antworten auf diese Fragen sind äußerst vielfältig. Doch die eigene familiäre Erfahrung bzw. die Sozialisation im Allgemeinen spielt eine entscheidende Rolle für die gewünschte Familiengröße und den Zeitpunkt ihrer Gründung. Auf den Seiten 1 und 2 untersucht Elisabeth Kraus vom Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung mit ihrer Madrider Kollegin Teresa Castro-Martin, wie sich eine „Zwischengeneration“ verhält: Kinder von lateinamerikanischen Migranten, die in ihrem Heimatland geboren sind, aber die Schule bereits in Spanien besucht haben. Die befragten Jugendlichen wünschten demnach in etwa dieselbe Familiengröße, wie einheimische Kinder, planen jedoch eine frühere Familiengründung.

Nahezu jede wissenschaftliche Disziplin verwendet methodische Ansätze, die ihr zu eigen oder zumindest typisch für sie sind. Die Artikel auf den Seiten drei und vier sind klassische Beispiele hierfür aus der Demografie. Domantas Jasilionis vom Rostocker Max-Planck-Institut und seine internationalen Kollegen verwenden eine sogenannte „Dekompositionsanalyse“, um herauszufinden, welchen Beitrag alkoholbedingte Sterblichkeit für die relativ niedrige Lebenserwartung in Osteuropa spielt. Analysen dieser Art erlauben nicht nur eine qualitative Aussage, sondern auch eine präzise Aussage zur Stärke des Effektes. Verglichen mit der westeuropäischen Lebenserwartung verlieren Männer in Russland aufgrund ihres Alkoholkonsums fast drei Lebensjahre.

Die Schätzung von sogenannten „Tempoeffekten“ ist rund zwanzig Jahre alt. Diese werden zum Beispiel bei der Analyse von Trends in den Geburtenraten verwendet, um die Verschiebung von Geburten in höhere Altersstufen zu berücksichtigen. Wie Tomáš Sobotka vom Vienna Institute of Demography auf Seite vier schreibt, beobachtet man in vielen europäischen Ländern diese Verzerrung seit mehreren Jahrzehnten. Beispielweise stieg das Alter von österreichischen Müttern bei ihrer ersten Geburt seit Mitte der 70er Jahre um rund sechs Jahre an. Doch dieser Trend bleibt nicht auf westliche Länder beschränkt. Sobotka geht davon aus, dass sich in sogenannten Entwicklungsländern aufgrund von späterer Familiengründung wohl ein ähnliches Muster abzeichnen wird.

Roland Rau / Verantwortlicher Redakteur von
Demografische Forschung Aus Erster Hand

Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung

Wie sieht meine Familie aus?

Fertilitätserwartungen von Jugendlichen in Spanien: Gibt es Unterschiede nach Herkunftsland?

Lateinamerikanische Kinder, die mit ihren Eltern nach Spanien emigriert sind, werden von zwei verschiedenen Kulturen geprägt. Das hat auch Auswirkungen auf ihre Vorstellungen von Familie: Eine neue Studie hat Befragungen von spanischen und lateinamerikanischen Jugendlichen ausgewertet und festgestellt, dass als Kinder eingewanderte Migranten früher Familien gründen wollen als vergleichbare einheimische Jugendliche. Die erwartete Familiengröße unterscheidet sich indes kaum voneinander.

Geht es in der Demografie um Migranten, dann wird oft von der 1. oder 2. Generation gesprochen. Gemeint sind damit die Menschen, die in ein anderes Land ausgewandert sind, beziehungsweise deren im Zielland geborene Kinder. Oft wird aber auch noch eine Generation dazwischen unterschieden: Zur 1.5 Generation gehören Personen, die im Kindes- oder

frühen Jugendalter ausgewandert sind. Sie lernen ihr Herkunftsland noch kennen, erleben aber prägende Schul- und Ausbildungsjahre bereits im Zielland.

In ihrer Studie im *European Journal of Population* nehmen Elisabeth K. Kraus vom Wiesbadener Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung



Abb. 1.: Zusammengefasste Geburtenrate und durchschnittliches Alter bei Erstgeburt von spanischen Frauen in Spanien und lateinamerikanischen Frauen in Lateinamerika beziehungsweise Spanien, 2002–2014. Eine gepunktete Linie bedeutet, dass nicht für alle lateinamerikanischen Länder Daten verfügbar waren. Quelle: Instituto Nacional de Estadística; World Development Indicators; Demographic and Health Surveys.

und Teresa Castro-Martin vom Obersten Rat für wissenschaftliche Forschung (CSIC) in Madrid, diese Migrantengeneration in Spanien genauer unter die Lupe: Anhand von Daten zu über 2200 Jugendlichen im Alter von 14 bis 18 Jahren, die im Rahmen des Projekts „Chances“ im Jahr 2011 erhoben wurden, untersuchen sie die Erwartungen hinsichtlich der Familiengründung von Einheimischen und lateinamerikanischen Migranten: Passen sich die Präferenzen von Migranten immer mehr an einheimische Normen an, je länger sie in Spanien leben? Wollen sie früher Kinder bekommen und größere Familien gründen als Einheimische?

Für Spanien ist das insofern interessant, als das Land zuletzt äußerst niedrige Geburtenraten und eine hohes Alter bei Erstgeburt verzeichnete. Gleichzeitig hat es erst eine relativ kurze Geschichte als Einwanderungsland. Der Anteil der im Ausland geborenen Bevölkerung stieg von 2,4 Prozent im Jahr 2000 auf 14,4 Prozent im Jahr 2011. Würde die größte regionale Gruppe unter den Einwanderern, die Lateinamerikaner, früher und vor allem mehr Kinder bekommen – wie es häufig angenommen wird – könnte das langfristige Auswirkungen auf die demografische Entwicklung des Landes haben.

Tatsächlich war die durchschnittliche Kinderzahl von Migrantinnen der ersten Generation zur Jahrtausendwende deutlich höher als bei den einheimischen Frauen (s. Abb.1). Mit dem Einsetzen der Wirtschaftskrise aber haben sich beide Geburtenraten angeglichen und pendelten sich zuletzt mit 1,3 Kindern pro Frau auf einem sehr niedrigen Niveau ein. Beim Alter der Erstgebärenden zeigte sich dagegen ein relativ konstanter Unterschied zwischen Migrantinnen und Einheimischen: Zwar stieg das Alter bei Frauen beider Gruppen an, im Schnitt aber bekamen lateinamerikanische Migrantinnen ihr erstes Kind drei Jahre früher als die Spanierinnen. Für Männer sind hierzu leider keine Daten verfügbar.

Ob sich daran in der zweiten Generation der Migranten etwas ändern wird, ist noch schwer abzuschätzen. Weil Spanien ein sehr junges Einwanderungsland ist, war auch die zweite Migrantengeneration beim letzten Zensus 2011 noch sehr jung: im Schnitt 9,5 Jahre. Die 1.5 Generation hingegen war fast 18 Jahre – und damit in einem Alter, in

dem sich Normen und Ansichten zur Familie schon grob ausgebildet haben. Verschiedene Studien haben hier gezeigt, dass die Präferenzen für Familiengröße und Zeitpunkt der Familiengründung schon relativ früh entwickelt werden. Aus den Angaben von Jugendlichen lassen sich demzufolge schon ungefähre Rückschlüsse auf die spätere Familienbildung ziehen.

Die Ergebnisse der Studie zeigen, dass Jugendliche, die in Lateinamerika geboren wurden, aber Teile ihrer Kindheit schon in Spanien verbracht haben, im Schnitt früher eigene Kinder bekommen wollen als vergleichbare spanische Jugendliche. Dies gilt sowohl für das gewünschte als auch das erwartete Alter bei der Geburt des ersten Kindes, wobei die Autorinnen sich auf das erwartete – und als realistischer geltende – Alter fokussieren. Dieses lag sowohl bei den lateinamerikanischen Jungen als auch bei den lateinamerikanischen Mädchen mit 27,5 und 26,3 Jahren rund 1,8 Jahre unter den Angaben der einheimischen Jugendlichen. Sie liegen mit diesen Angaben aber immer noch deutlich über dem Durchschnittsalter bei Erstgeburt, das in den jeweiligen Herkunftsländern vorherrscht (dieses liegt bei lateinamerikanischen Frauen zwischen 21 und 23 Jahren, je nach Land und Bildungsniveau).

Anders als erwartet, spielte die Zeit, welche die Jugendlichen bereits in Spanien verbracht hatten, für ihre Angaben keine Rolle. Die Autorinnen der Studie waren eigentlich davon ausgegangen, dass Jugendliche, die bereits früh nach Spanien migriert sind, sich stärker an die spanische Familiennorm anpassen und somit eine spätere Familiengründung planen. Während die verbrachten Jahre in Spanien hierauf jedoch keinen Einfluss hatten, war für die Angaben sehr wohl entscheidend, wie gut die befragten Migranten und Migrantinnen in Spanien sozial integriert sind. Das maßen die Wissenschaftlerinnen an der Aussage der Jugendlichen, wie viele ihrer drei besten Freunde einheimische Spanier oder Spanierinnen sind. Die lateinamerikanischen Mädchen und

Jungen, die angaben zwei oder drei gute spanische Freunde zu haben, planten signifikant später das erste Kind zu bekommen als solche, die nur einen oder gar keinen spanischen Freund haben (s. Abb.2). Somit scheint die soziale Integration wichtiger zu sein als das Alter bei Migration um die Anpassung an vorherrschende Normen und Wertvorstellungen zu erklären.

Ein weiterer Faktor, der den geplanten Zeitpunkt der Familiengründung beeinflusst, sind die Bildungserwartungen. Befragte, die einen Universitätsabschluss anstrebten, planten für diesen

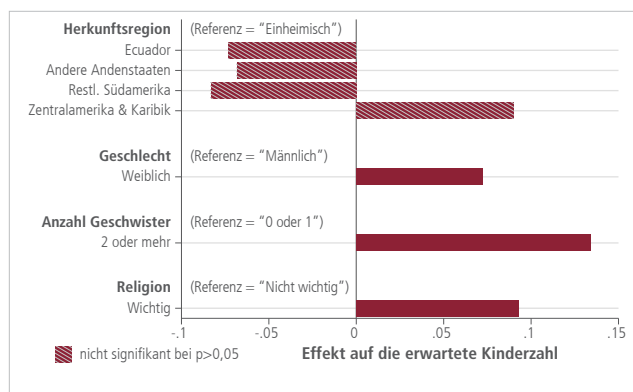


Abb. 3: Jugendliche, die religiös sind oder aus kinderreichen Familien stammen, planen mit mehr Nachwuchs als die übrigen Jugendlichen. Daten: Chances Students' Survey 2011, eigene Berechnungen.

längeren Bildungsweg auch eine spätere Familiengründung ein (s. Abb.2).

Weil lateinamerikanische Migranten seltener einen Universitätsabschluss anstreben als Spanier, könnte hier auch eine Erklärung für die frühere Familiengründung der Migranten und Migrantinnen liegen. Doch auch wenn die Autorinnen der Studie die Bildungserwartungen der Befragten berücksichtigten, blieb der Unterschied beim Zeitpunkt der geplanten Familiengründung zwischen spanischen und lateinamerikanischen Jugendlichen größtenteils bestehen.

So gut wie gar kein Unterschied ließ sich hingegen bei der geplanten Anzahl an Kindern finden. Sowohl bei spanischen als auch bei lateinamerikanischen Jugendlichen überwog das Ideal der Familie mit zwei Kindern. Lediglich Befragte, die selbst in einer großen Familie mit zwei oder mehr Geschwistern aufgewachsen sind oder für die Religion eine hohe Bedeutung hat, planten mehr als zwei Kinder zu bekommen (s. Abb. 3). Die Autorinnen sehen hier die Fortsetzungen eines Trends, der sich auch in Lateinamerika in den letzten Jahren abgezeichnet hatte: Nach einer langen Zeit mit hohen Geburtenraten, zeigte sich zuletzt auch in vielen Ländern Südamerikas das Aufkommen des Zwei-Kind-Ideals.

Die Autorinnen gehen zwar davon aus, dass die Angaben der Jugendlichen zur erwarteten Familiengründung nicht mit der späteren Realität übereinstimmen müssen. Aber sie zeichnen eine grobe Entwicklung vor: Es ist wahrscheinlich, dass die Familiengründung der lateinamerikanischen Migranten der 1.5 Generation und vielleicht auch der zweiten Generation früher erfolgt als bei Spanierinnen und Spaniern. Bei der Familiengröße wird es jedoch kaum Unterschiede geben.

Mitautorin der wissenschaftlichen Studie:
Elisabeth K. Kraus

Literatur

Kraus, E. K. and T. Castro-Martin: Does migrant background matter for adolescents' fertility preferences? The Latin American 1.5 generation in Spain. European Journal of Population [First published online: 30 May 2017].

DOI: 10.1007/s10680-017-9427-3

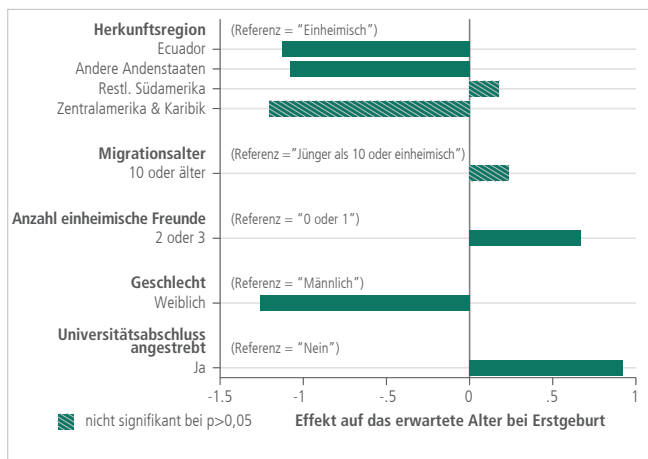


Abb. 2: Lateinamerikanische Jugendliche planen die Familiengründung generell früher als gleichaltrige Spanier. Ausnahmen sind Migranten, die mehrere einheimische Freunde haben oder einen hohen Bildungsabschluss anstreben. Quelle: Chances Students' Survey 2011, eigene Berechnungen.

Max-Planck-Institut für demografische Forschung

Weniger Alkohol, mehr Leben

Hoher Alkoholkonsum ist wichtige Ursache für die niedrigere Lebenserwartung in Mittel- und Osteuropa

Es gibt kaum Regionen in der Welt, in denen so viel Alkohol getrunken wird wie in Europa. Das gilt vor allem für osteuropäische Länder und ist hier ein wichtiger Grund für die vergleichsweise niedrige Lebenserwartung, wie eine neue Studie zeigt. Demnach verlieren Männer aus Weißrussland, Russland und der Ukraine Schätzungen zufolge etwa 2,5 bis 3,7 Jahre Lebenszeit aufgrund von übermäßigem Alkoholkonsum.

Die Lücke, die bei der durchschnittlichen Lebenserwartung zwischen West- und Osteuropa klafft, ist beträchtlich: So lebten Männer aus Westeuropa in den Jahren 2012/13 durchschnittlich rund vier bis 15 Jahre länger als Männer in ost- und mitteleuropäischen Ländern (MOE). Bei den Frauen sind die Unterschiede mit 2,5 bis 8 Jahren kleiner. Eine neue Studie zeigt nun, dass sich sowohl bei den Männern als auch bei den Frauen im Schnitt 20 Prozent dieser Unterschiede allein durch den höheren Alkoholkonsum in Mittel- und Osteuropa erklären lassen.

Wer viel und häufig zur Flasche greift, stirbt in der Regel früher – das ist bekannt. Doch Domantas Jasilionis vom Max-Planck-Institut für demografische Forschung in Rostock, Sergi Trias-Llimós und Fanny Janssen von der Universität Groningen sowie Anton Kunst von der Universität Amsterdam konnten nun erstmals mit Hilfe verschiedener Datensätze aufzeigen, welch großen Anteil der übermäßige Alkoholkonsum an dem Ost-West-Unterschied bei der Lebenserwartung in Europa hat. Insgesamt verglichen die Demografen Daten aus 15 EU-Ländern sowie neun zentral- und osteuropäischen Staaten. Sie nutzten für ihre Analyse Daten zur alkoholbedingten Sterblichkeit aus der Global Burden of Disease Study 2013 (GBD) sowie Daten für die durchschnittliche Lebenserwartung aus der Human Mortality Database (HMD). Dadurch konnten die Demografen die alkoholbedingte von der übrigen Sterblichkeit trennen und ausrechnen, wie viele Lebensjahre eine Bevölkerung gewinnen würde, wenn es keine frühzeitigen Sterbefälle aufgrund von Alkoholkonsum geben würde.

In den ost- und zentral-europäischen Staaten lagen diese Werte im Schnitt bei 2,15 Jahren und einem Jahr bei den Frauen (vgl. Abb.1). In Westeuropa könnten Männer circa elf und Frauen gut fünf Monate Lebenszeit gewinnen, wenn sie auf starken Alkoholkonsum verzichten würden. Die höchsten Zugewinne wären mit 3,7 Jahren bei

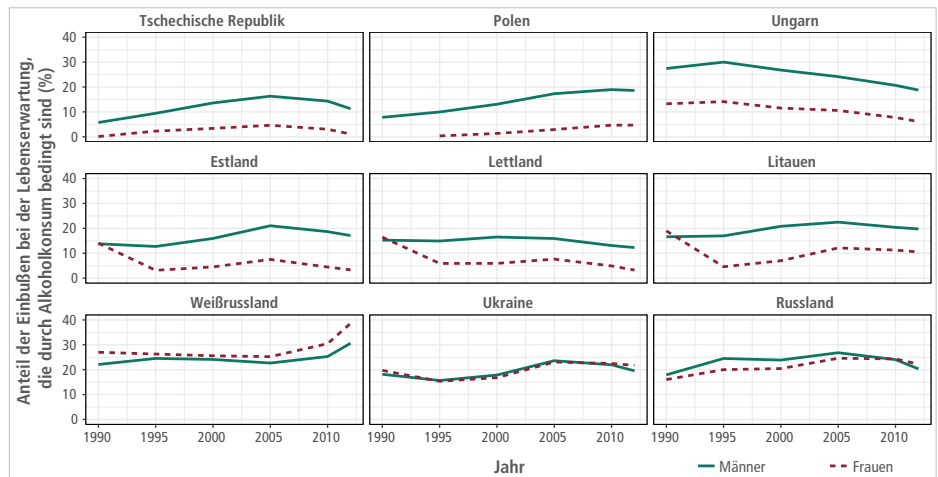


Abb. 2: Die Lebenserwartung in Westeuropa ist sehr viel höher als in den meisten ost- und mitteleuropäischen Ländern. Wie viel Prozent dieses Unterschieds auf übermäßigem Alkoholkonsum zurückzuführen sind, zeigen die Grafiken für die verschiedenen Länder. Quelle: GBD, HMD, eigene Berechnungen.

weißrussischen Männern möglich. Auch Russen und Ukrainer könnten fast drei bzw. zweieinhalb Jahren länger leben, wenn sie öfter auf Alkohol verzichten würden. Bei Frauen sind die Auswirkungen des Alkoholkonsums auf die Lebenserwartung geringer, mit Ausnahme von Frauen in Weißrussland, Russland und der Ukraine.

Zwar trägt der Alkoholkonsum überall zu einer im Vergleich zum Westen schlechteren Lebenserwartung bei, der genaue Anteil unterscheidet sich jedoch erheblich zwischen den Ländern (s. Abb. 2). Die vier Demografen schauten sich jedoch nicht nur die aktuellsten verfügbaren Daten aus den Jahren 2012/2013 an, sondern warfen auch einen Blick in die Vergangenheit. Seit 1990 ist demnach die Bedeutung der alkoholbedingten Sterblichkeit deutlich angestiegen. Misst man sie an den Unterschieden zur durchschnittlichen westeuropäischen Lebenserwartung, so ließen sich 1990 bei den Männern 17 Prozent dieses Unterschieds durch

übermäßigem Alkoholkonsum erklären. Bis 2005 stieg dieser Anteil auf über 25 Prozent. Bei den Frauen nahm er im gleichen Zeitraum von knapp 15 auf 22,5 Prozent zu. Danach fiel er bis 2012/13 bei beiden Geschlechtern wieder leicht auf 20 Prozent.

Untermauern lassen sich diese Zahlen auch durch Daten zum Alkoholkonsum. So stieg dieser in Russland etwa zwischen 1990 und 2006 von acht Litern reinem Alkohol pro Jahr und Kopf auf zwölf Liter. Hinzu kommt noch die Dunkelziffer des nicht erfassten Konsums, der Schätzungen zufolge in diesem Zeitraum ebenfalls anstieg. Von 2007 bis 2010 verzeichneten dagegen viele MOE-Länder einen Rückgang des Konsums um zehn Prozent und mehr. Gelänge es, diese Entwicklung fortzuführen, so wäre damit auch eine weitere Anpassung der Lebenserwartung an das westeuropäische Niveau zu erreichen, schlussfolgern die Autoren.

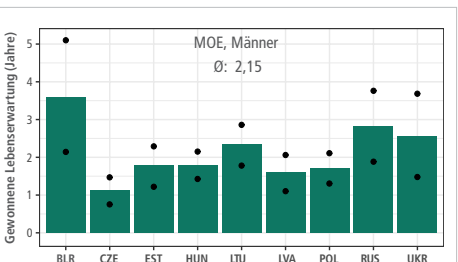
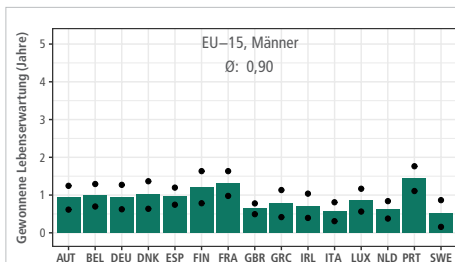


Abb. 1: Gäbe es keine alkoholbedingte Sterblichkeit in den ost- und mitteleuropäischen Ländern, so würden vor allem Männer viel Lebenszeit hinzugewinnen. Weil sich alkoholbedingte Todesfälle nicht immer ganz genau von anderen Todesursachen unterscheiden lassen, ist stets auch ein Unsicherheitsintervall für die Ergebnisse angegeben. Quelle: GBD, HMD, eigene Berechnungen.

Mitautor der wissenschaftlichen Studie:
Domantas Jasilionis

Literatur

Trias-Llimós, S., A. E. Kunst, D. Jasilionis and F. Janssen: The contribution of alcohol to the East-West life expectancy gap in Europe from 1990 onward. International Journal of Epidemiology [First published online: 08 December 2017]. DOI: 10.1093/ije/dyx244

Späte Familiengründung

Viele Entwicklungsländer machen ähnliche demografische Prozesse durch wie die Industrienationen

Die Geburtenraten in den meisten Industrieländern sind seit den 1950er Jahren erheblich zurückgegangen, zeigten große Schwankungen und lagen gegen Ende des Jahrhunderts oft weit unter dem so genannten Bestandserhaltungslevel von 2,1 Kindern pro Frau. Viele Entwicklungsländer scheinen nun einen ähnlichen Weg einzuschlagen. Ein wichtiger Faktor ist dabei das ansteigende Alter der Mütter bei der Geburt des ersten Kindes.

Zu Beginn der 1970er Jahre war die Welt bei den Geburtenraten noch weitestgehend zweigeteilt: Während in den Industrienationen durchschnittlich 2,15 Kinder pro Frau zur Welt kamen, war in den sogenannten Entwicklungsländern mit 5,42 Kinder pro Frau die Großfamilie noch die Norm. Doch in den letzten Jahrzehnten hat sich diese Lücke verkleinert, wie Tomáš Sobotka vom Vienna Institute of Demography in einer Studie darlegt. Zwar sanken die Geburtenraten in vielen Industrienationen noch bis weit unter das Bestandserhaltungslevel. Gleichzeitig aber gingen sie in vielen Entwicklungsländern noch stärker zurück. In so unterschiedlichen Staaten wie Südkorea, China und Brasilien fiel die Geburtenrate sogar von fünf bis sieben Kindern im Jahr 1960 auf unter zwei im Jahr 2010.

Nach den Industrienationen befinden sich also auch viele Entwicklungsländer nun im so genannten „Demografischen Übergang“. Dieses Modell erklärt die sinkenden Geburtenraten unter anderem mit einer gestiegenen Lebenserwartung, einem höheren Bildungsniveau, neuen Geschlechterrollen, modernen Methoden der Verhütung und dem Trend zur Individualisierung. Tomáš Sobotka geht in seiner Studie nun der Frage nach, wie die Fertilität in den Entwicklungsländern nach diesem Übergang aussehen wird und inwieweit die Erfahrungen aus den Industrienationen hier als Blaupause dienen können.

Als Schlüssel zum Verständnis der sehr niedrigen und wechselhaften Geburtenraten in den Industrieländern macht

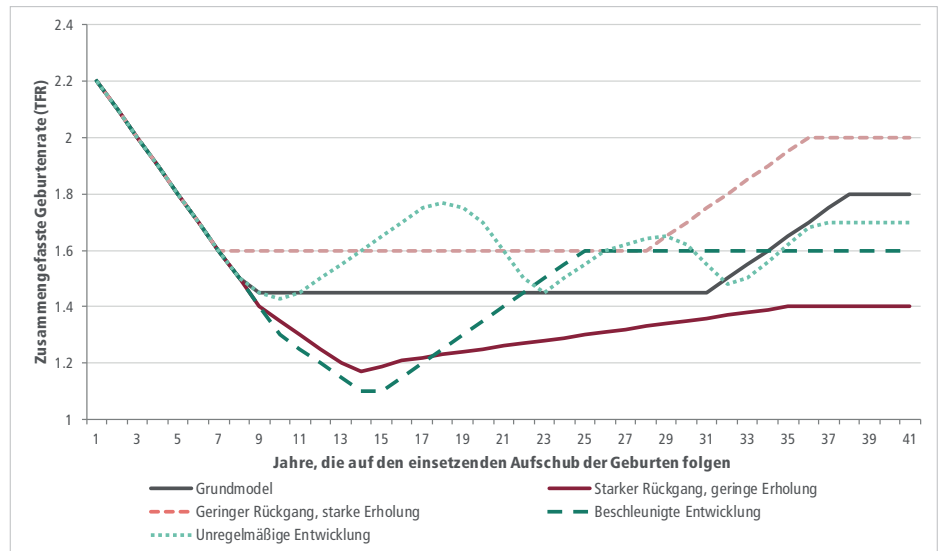


Abb. 1: In allen Ländern, die sich in der zweiten Phase des „Demografischen Übergangs“ befinden, sinkt die Geburtenrate zunächst sehr deutlich und erholt sich danach unterschiedlich schnell und stark. Dabei lassen sich verschiedene Entwicklungsmuster ausmachen. Quelle: Human Fertility Database, European Demographic Data Sheet, Eurostat (2015), eigene Berechnungen.

Sobotka vor allem den Aufschub der Familiengründung aus: Weil viele Frauen die Geburt des ersten Kindes in ein immer höheres Alter verschoben, sanken die Geburtenraten für längere Zeit stark ab und unterschieden sich deutlich von der bisherigen durchschnittlichen Familiengröße. So bekamen etwa Frauen in Österreich Mitte der 1970er Jahre ihr erstes Kind noch mit etwa 23 Jahren. Bis 2014 stieg das Alter bei der Erstgeburt um sechs Jahre an. Gleichzeitig fiel die zusammengefasste Geburtenrate von 1,94 Kindern auf 1,47 Kinder pro Frau. Gut die Hälfte dieses Rückgangs ist allein auf den Aufschub von Geburten in ein höheres Alter zurückzuführen. Ähnlich sah die Entwicklung in anderen Industrieländern aus. Dennoch zeigen sich in den einzelnen Ländern deutliche Unterschiede. Während etwa in Ostdeutschland in einigen Jahren statistisch weniger als ein Kind pro Frau zur Welt kam, rutschte die Geburtenrate in Frankreich kaum unter das Bestandserhaltungslevel von 2,1 Kindern pro Frau.

Tomáš Sobotka betont daher, dass es hinter dem allgemeinen Abwärtstrend eine sehr große Bandbreite von Fertilitätsleveln gibt. Grenzen nach unten, wie sie oft postuliert und ebenso oft gerissen wurden, gibt es keine. Gleichzeitig gibt es auch keine dauerhaften Tiefstände, die eine Erholung der Geburtenrate nicht mehr zulassen würden. Vielmehr zeigt die Entwicklung in den Industrieländern, dass Geburtenraten oft sehr unerwartet stark ansteigen oder fallen (s. Abb.1) und es deswegen zu unterschiedlichen Entwicklungsmustern kommen kann. Ähnliches erwartet Sobotka auch in den Entwicklungsländern: Weil sich auch hier ein genereller Trend zeigt, die Gründung der Familie immer weiter in ein höheres Alter zu verschieben, wird

die Geburtenrate vermutlich ebenfalls für Jahrzehnte sinken – wengleich diese Entwicklung auch hier unterschiedlich stark und schwankend ausfallen wird. Weil das kurzfristige Auf und Ab in den Geburtenraten oft irreführend ist, plädiert Sobotka dafür, den Tempo-Effekt, also den Aufschub der Geburten, aus den Zahlen herauszurechnen. So war etwa das Rekordtief in Ostdeutschland nur eine Momentaufnahme, die zu einem Zeitpunkt entstand, als ältere Frauen ihre Kinder bereits bekommen hatten und jüngere Frauen ihre Familiengründung in ein höheres Alter aufschoben. Das zeigt sich auch an einer anderen Zahl: der Kohortenfertilität. Dieses Maß erfasst, wie viele Kinder Frauen eines bestimmten Geburtsjahrganges bekommen haben: diese endgültige Kinderzahl lag auch in Ostdeutschland nie unter einem Kind pro Frau. Die Kohortenfertilität lässt sich zwar erst erheben, wenn Frauen des jeweiligen Geburtsjahrganges ihr reproduktives Alter überschritten haben, dafür schwankt sie weit weniger stark und zeigt längerfristige Trends.

Autor der wissenschaftlichen Studie:
Tomáš Sobotka

Literatur

Sobotka, T.: Post-transitional fertility: the role of childbearing postponement in fuelling the shift to low and unstable fertility levels. *Journal of Biosocial Science* 49(2017)S1, S20-S45.
DOI: 10.1017/S0021932017000323

Impressum

Herausgeber: Mikko Myrskylä, Max-Planck-Institut für demografische Forschung, Rostock

in Kooperation mit

- Gabriele Doblhammer, Rostocker Zentrum zur Erforschung des Demografischen Wandels, Rostock
- Norbert F. Schneider, Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung, Wiesbaden
- Wolfgang Lutz, Vienna Institute of Demography / Austrian Academy of Sciences und Wittgenstein Centre for Demography and Global Human Capital, Wien

ISSN: 1613-5822

Verantwortlicher Redakteur: Roland Rau (V.i.S.d.P.)

Redaktionsleitung: Tomma Schröder

Wissenschaftliche Beratung: Katja Köppen, Roland Rau

Technische Leitung: Silvia Leek **Layout:** Tim Küffner

Druck: Druckerei Weidner GmbH, 18069 Rostock

Anschrift: Max-Planck-Institut für demografische Forschung

Konrad-Zuse-Str. 1, 18057 Rostock, Deutschland

Telefon: (+49) 381/2081-143 **Telefax:** (+49) 381/2081-443

E-Mail: redaktion@demografische-forschung.org

Web: www.demografische-forschung.org

Erscheinungsweise: viermal jährlich

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht notwendigerweise die Meinung der Herausgeber oder der Redaktion wieder. Der Abdruck von Artikeln, Auszügen und Grafiken ist nur für nichtkommerzielle Zwecke bei Nennung der Quelle erlaubt. Um Zusendung von Belegexemplaren wird gebeten.



Max-Planck-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften e.V.

Kontakt:

Tomas.Sobotka@oew.ac.at | Vienna Institute of Demography